

Crescendo

von Marie du Bois, KI

Im Kamin brennt hell und warm ein Feuer. Seine Flammen spiegeln sich im rotschimmernden Glanz der drei Duzend Christbaumkugeln, jede einzigartig: die eine kreisrund, die andere glockenförmig, eine weitere mit dem matten Bild einer Kirche bemalt, eine andere mit geschwungenen Linien verziert.

Kerzen flackern auf den Ästen, leuchten golden, werfen lange Schatten an die hohen Glaswände des gediminten Zimmers - ein einziges Kunstwerk. Der Kamin, der Tannenbaum, die Samtvorhänge, der Fellteppich, dein Profil im warmen Licht.

Ich hebe den Kopf von deiner Schulter, sehe zu, wie du das Lichtspiel beobachtest - mit den kühlen Augen eines Kritikers. Wie du jeden Pinselstrich dieses so malerischen Bildes minutiös betrachtest, jeden flackernden Reflex auf den kleinen roten Kugeln. Wie du nach Makeln suchst.

Meine Finger drehen deinen Manschettenknopf erst in die eine, dann in die andere Richtung, fahren dann die Knochen deiner Hand nach, umschließen zärtlich deinen Zeigefinger. Ein Lächeln huscht über deine Lippen. Geistesabwesend ziehst du mit deiner Linken unablässig Kreise auf meinem Oberschenkel; ich schmiege meinen Körper enger an deinen, lausche deinem regelmäßigen Herzschlag. Langsam, um die Idylle nicht durch Hektik zu stören, recke ich den Hals und küsse sanft die Stelle hinter deinem Kieferknochen.

Und für einen Augenblick fühlt es sich echt an.

„Du siehst das auch, oder nicht?“

Widerwillig reiße ich die Augen von dir los und folge deinem prüfenden Blick. „Was meinst du?“

Dein Finger entgleitet meinem Griff, du hebst den Arm und deutest auf eine der Kugeln. „Da. Du siehst das auch, oder nicht?“ Ich stehe auf und folge deiner Hand. Die Luft ist unbegreiflich kalt auf meinem Rücken; deine Nähe, deine Berührungen hinterließen eine Leere, die ich nicht zu beschreiben vermag. Ich knie mich vor den Baum, tröste mich bei dem Gedanken daran, dass ich mich gleich wieder in deine wärmende Umarmung flüchten würde. Groß und rund ist es, das Schmuckstück, das du meinst. Ich kann mir ein Lächeln nicht verkneifen. Es ist das schönste am gesamten Baum: es zeigt, in golden glänzenden Linien, ein tanzendes Paar.

Aber Moment, ich stutze, da stimmt etwas nicht, du hast Recht, da stimmt etwas ganz und gar nicht! Von seiner Fliege bis zu den Fingerspitzen seiner rechten Hand auf ihrem Rücken zieht sich ein feiner Riss. Behutsam und ungläubig fahre ich ihn nach und hoffe ihn nicht zu spüren. Doch plötzlich fährt ein stechender Schmerz in meinen Finger, ich ziehe ihn zurück. Blut quillt langsam aus einem winzigen Strich in meiner Haut. Verwirrt starre ich auf die Stelle, an der ich mich geschnitten hatte, blinzle als könne ich dadurch begreifen, was hier geschieht. Mit dem Daumen fahre ich über den kleinen Schnitt, sehe zu, wie er sich erneut verfärbt. Ich höre dich seufzen und blicke auf, betrachte die Tanzenden. Für einen kurzen Moment scheinen sie sich zu bewegen, zu leben, im Klang eines pompösen Walzers. Sie lacht, aber seine Miene ist ausdruckslos und ich frage mich zum ersten Mal, ob er sie liebt, oder ob der Tanz es ihr nur glauben macht.

In einem Wimpernschlag bricht die Kugel zwischen den Liebenden entzwei, fällt vor meinen Augen zu Boden. Ich schnelle auf, drehe mich nach dir um und erwarte Trost in deinem Blick zu finden und deine ruhige Stimme zu hören, die mir verpricht, dass es nichts zu bedeuten hat. Aber als ich in deine Augen schaue, sehe ich nicht wie sonst den klaren Himmel an einem heißen Augustnachmittag, nicht mehr die Erinnerung daran, wie wir uns im Schatten südfranzösischer Olivenbäume geküsst hatten, nicht mehr den Sommer, der mich glauben ließ, du würdest wahrhaftig für immer bleiben. Nein, ich sehe nur den

blauschwarzen Glanz kühlen Stahls, verschleiert von einem Film falscher Traurigkeit - da verstecken sich Lügen in deinem glasigen Blick.

Und du wusstest, dass ich begriffen hatte.

Ich sah dir an, dass du etwas zu sagen hattest - vielleicht zu deiner Verteidigung, oder meiner Beruhigung, vielleicht um die abbröckelnden Farbtupfer dieses Gemäldes zu übermalen - aber keine Entschuldigung, keine Rechtfertigung, kein Wort in keiner Sprache, der du mächtig bist, wäre in der Lage gewesen die Kugel zusammenzufügen, sie wieder an den Baum zu hängen, als wäre nie etwas geschehen. Als wären du und ich, was auch immer wir sind, noch in Ordnung. Als wären da keine Risse im Glas. Als gäbe es für uns noch Hoffnung.

Also schwiegst du.

Das leise Knistern der Flammen und das sanfte Rauschen des Windes gegen die gläsernen Wände nahmen sich die Bühne der Stille, das schwache Rampenlicht des Kamins, um das bittersüße Coda ihrer dissonanten Sinfonie zu spielen, voll Pathos und Lamento. Ich fror.

Du strecktest keine Hand nach mir aus, bedeutetest mir nicht mich wieder auf deinen Schoß zu setzen, aber dein herausfordernder Blick war dennoch eine Einladung und jede Faser meines Körpers schrie nach dir, nach deiner schützenden Umarmung, nach deinem trügerischen Kuss; doch das letzte Bisschen Vernunft, dessen mich die unergründliche Liebe zu dir noch nicht beraubt hatte, zwang mich dir fernzubleiben. Ich zitterte.

Eine Turmuhr läutete, irgendwo dort draußen in der dunklen Ferne, und erinnerte mich daran, dass es noch eine Welt fernab unseres Glashauses gab. Eine Welt, in der wir und unsere Geschichte, die Scherben auf dem Boden und mein Lippenstift auf deiner Wange, gänzlich unbedeutend waren.

Das Orchester hob zum Finale an. Glas klirrte. Erschrocken riss ich mich von deinen Augen los und wirbelte herum, gerade rechtzeitig um schon die dritte Kugel fallen zu sehen. Ich stolperte auf den Baum zu, versuchte die kleinen Kunstwerke zu fassen zu bekommen, die nacheinander, unverhofft und willkürlich von ihren Zweigen glitten. Das Klirren schwoll zu einem unterträglichen Crescendo an, die Fensterscheiben zerbarsten, unsere fragile Welt zerbrach. Ich fiel auf die Knie, schob die Scherben mit bloßen Händen zusammen. „Lass nur“, winktest du ab. Deine Stimme war sanft, zu sanft!: ein Dur-Akkord, der die Dissonanz auflöste, das weiche Solo, das die stürmischen Wogen des dystopischen Klangmeeres besänftigte.

Kannst du dir vorstellen, wie sehr jede Stelle meines Körpers, die du je berührt hattest, schmerzte, als die ungewohnte Kälte mich umschlang? Wie meine Gedanken mich anschrien wie naiv ich doch war, wie leicht zu täuschen, wie unmöglich zu lieben? „Tu dir nicht weh.“

Ich hob den Kopf.

Monate lang thronte der Traum von „uns“, von einer bedingungslosen Liebe, *deiner* Liebe, an oberster Stelle meiner Gedanken wie eine gläserne Skulptur, ein unerreichbares Kunstwerk, geschaffen um bewundert, nicht besessen zu werden. Ich griff danach, sie fiel, zerbrach als ich dich ansah und du an mir vorbei durch die Überreste der kaputten Fensterscheibe ins Dunkle starrtest.

„Sag nicht du hättest es nicht auch kommen sehen.“

Ich rang nach Scherben während deine Worte in mir nachhallten, versuchte vergebens sie ineinander zu stecken, sie zu Kugeln zusammzusetzen, mir verzweifelt einzureden ich hätte dich noch nicht verloren. Du erhobst dich, kamst zu mir und bücktest dich über mich, strichst die kleinen Splitter von meinen Händen und küsstest meine Wunden. Aber heilen konntest du sie nicht.

Der erbarmungslose Dezemberwind trug große, zarte Schneeflocken hinein. Einige von ihnen blieben in deinen Haaren hängen, eine Locke fiel dir in die Stirn. Beim Anblick deiner beispiellosen Schönheit schien meine Verzweiflung fehl am Platz, gerade zu unangebracht. Du lächeltest mit einer Sanftmütigkeit, die mir die dünnen Bruchstücke noch tiefer unter die Haut schob - mit der

Scheinheiligkeit eines Verräters. Mit der Überheblichkeit eines Hedonisten, dem die Schönheit, die er sah, nicht genügte. Mit der falschen Höflichkeit eines Mannes, der „Ehre“ nur zu kennen vorgab, der es als seine Pflicht sah mich vor sich, vor mir selbst, vor uns, vor den Illusionen ehrlicher Zuneigung, die *noch* nicht völlig zersprungen waren, zu beschützen.

„Es musste passieren, früher oder später.“

Dein aufrichtiger, doch allzu verlogener Kuss auf meiner Schläfe fühlte sich an wie ein salbendes Versprechen, hinterließ eine Hitze, die sich so sehr in mein Gedächtnis brannte, dass ich, als die Kälte sich wieder auf meine Haut legte, begriff, dass keine anderen Lippen deine je ersetzen könnten.

„Das muss dir doch klar gewesen sein.“ Damit richtetest du dich auf, wandtest dich ab und liefst betont langsam zur Tür, als wartetest du darauf, dass ich aufspringen und dich zurückhalten würde, dass ich deinen Namen rufen und dir meine Liebe gestehen würde. Aber es hätte nichts geändert, du kanntest sie doch längst, die bittersüße Wahrheit: Ich würde bis an den Tod für uns kämpfen, bis die Ewigkeit zerbricht, wenn du mich nur darum bätest. Wenn ernsthaft die Aussicht darauf bestünde, dass wir Hand in Hand aus der Schlacht hervorgingen, selbst wenn ich fallen würde bevor du mich ein letztes Mal küssen könntest. Aber du batest mich nicht.

Und so sah ich zu, wie du nach deinem Mantel griffst, dir mit quälender Gelassenheit den Schal umbandest - du wartetest darauf, mich betteln zu hören. Doch ich tat es nicht, versuchte es nicht.

Weil es zwecklos war. Zum Bleiben hätte es dich nicht bewegen können, das war mir klar.

Denn es ging nie um mich. Es war die unstillbare Sehnsucht nach dem, was jenseits unseres gläsernen Hauses, deines warmen Käfigs, lag, die dir „Leb wohl“ so leicht über die Lippen, die ich einst mit ungebändigten Küssen übersät hatte, kommen ließ. Ja, nicht mehr und nicht weniger als die Neugier, die dir ungeahnte Vergnügen und ein Leben in Freiheit - ohne Verpflichtungen, ohne Erwartungen - versprach. Und dafür, mein geliebter Vogel, warst du bereit mich aufzugeben.

„Es ist kein Abschied für immer“, sagtest du, als du die Tränen über meine Wangen rollen sahst, doch ich wusste, dass ich dich nie wieder sehen würde. Zumindest nicht so wie ich dich sah, bevor die erste Kugel zersprang.

Und als hinter dir die Tür ins Schloss fiel, zerbrachen auch die Wände.